

# Rückblick

Autor(en): **Scherrer, E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung**

Band (Jahr): **15 (1939-1940)**

Heft 35

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-712507>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## RÜCKBLICK

Es sei zugegeben: Der vergangene Monat brachte uns allen aufregende Stunden. Da sie, für den Augenblick wenigstens, überstanden zu sein scheinen, sei auch einem Soldaten gestattet, von seinem und dem Standpunkt manches Wehrmannes aus einen kleinen Rückblick auf die kritischen Tage und Stunden zu tun.

Wie es bei uns aussah. — Der Einmarsch der deutschen Armeen in Holland und Belgien berührte uns tief. Mehr als das, das anfänglich unfaßbare Geschehen erschütterte uns. Jener Freitag vor Pfingsten war für uns ein schwerer Tag, weil sich uns allen brennende Fragen aufdrängten: Besteht für unser Land ebenfalls unmittelbare Gefahr? Werden auch wir, vielleicht innert weniger Stunden, im Feuer stehen, wie die Soldaten der schon angegriffenen Länder? Werden diese Länder mit ihrem Widerstand Erfolg haben? Was wird alles noch geschehen? — Man sprach mit den Kameraden, man mutmaßte dieses und jenes, man erwartete die nächsten Nachrichten und zog allerhand Schlüsse. Wir blieben wirklich nicht unberührt. Die allgemeine Stimmung war gedrückt. Es lastete etwas Schweres auf uns allen, auf jedem einzelnen. Soweit teilten wir die Gefühle und den seelischen Zustand mit unsern Landsleuten der zivilen Front, mit den Daheimgebliebenen. Aber wir blieben bei allem Geschehen ruhig.

Bald drängte sich sogar an jenem Tag eine andere Frage auf, die für uns wichtig war, wenn sie heute auch lächerlich erscheinen mag: Werden wir am Abend, wie jeden Freitag, in der nahen Stadt — das Kino besuchen können? Der erwünschte Befehl kam: Wir gingen hin. Und bei dieser Fahrt, die zum größten Teil über eine der Hauptverkehrsstraßen nach der Innerschweiz führte, beobachteten wir zum ersten Male, welchen verheerenden Eindruck die Nachrichten aus dem Ausland auf unsere Zivilbevölkerung gemacht zu haben schienen. Unsern Camions, die vollbeladen waren mit Soldaten, wurden viele fragende Blicke nachgeschickt. Was dachten wohl die Zivilisten, denen wir begegneten? Nun,

das berührte uns nicht. Dafür erstaunte uns eine andere Tatsache. Auf der Rückfahrt in unsere Quartiere begegneten wir an diesem Freitagabend merkwürdig aussehenden Zivilfahrzeugen. Autos, vollbeladen mit Koffern, Schachteln, Paketen, Kinderwagen, sogar mit einzelnen Möbelstücken, fuhren auf der großen Durchgangsstraße an uns vorbei, Richtung Innerschweiz. Zuerst verwunderten wir uns, lachten, dann dämmerte uns, was hier geschah: Freiwillige Evakuierung! Und wir lachten nicht mehr.

In den darauffolgenden Tagen mehrten sich die Zeichen einer Erregung im Hinterlande. Die Wogen der Aufregung brandeten bis hinauf in unser kleines Dorf. Verschiedene Frauen unserer Soldaten telephonierten, was sie tun sollten, fragten um Rat. Das war begreiflich. Aber, was sie von «drunten» erzählten, das war uns unbegreiflich.

Wie es dort aussah, bei der zivilen Front?! — Sich davon ein klares und gerechtes Bild zu machen, ist für unsere Soldaten schwer. Die wildesten Nachrichten darüber drangen zu uns. Wir wußten bald nicht mehr, was wir glauben sollten. Vieles aber wirkte alarmierend. — Zuerst waren es die Mitteilungen der ratsuchenden Frauen, die uns überraschten: Die Frau Huber unten und die Frau Müller oben im Haus seien samt Familien ausgezogen. Die Schulen seien geschlossen worden, die Kinder wurden mitten im Nachmittag heimgeschickt. Die Firma Schnellschnell habe soeben ihr Domizil ganz plötzlich nach der Westschweiz verlegt. «Alles» ziehe aus...! Schöne Geschichten! — Dann kamen Mitteilungen von Augenzeugen, von Soldaten, die auf Dienstfahrten die große Hauptstraße befahren hatten: Auto um Auto rolle schwerbeladen der Innerschweiz zu. Tempo, Tempo, heiße es, und aufgeladen würde, was immer Platz habe. Taxis seien keine mehr erhältlich, Cars und Camions würden in wilder Hast gemietet, beladen und an «sichere Orte» dirigiert. Man begegne ihnen drunten auf der großen Straße längst nicht mehr vereinzelt. — Dann

## IM DIENSTE DER HEIMAT

Erzählung aus der gegenwärtigen Grenzbesetzung von Fw. Eugen Mattes

(7. Fortsetzung)

Eines Tages, als es galt, ein Fuder eingebrachte Futterrüben zu putzen und alle eifrig am Werke waren, schlich sich der kleine Müller unbemerkt davon. Er konnte dieser Arbeit nichts abgewinnen. Niemand sah, wie er sich in die Tenne begab und sich dort ins Heu legte. Bald schlief er tief und fest, denn er hatte am Abend vorher etwas zuviel hinter die Binde gegossen und der Kopf brummte ihm. Erst als in regelmäßigen Abständen langgezogene Schnarchtöne aus der Tenne zu hören waren, wurde Korporal Hoch auf sein Verschwinden aufmerksam. Er begab sich dorthin und machte sich still an dem schlafenden Kanonier zu schaffen. Plötzlich tönte ein fürchterliches Geschrei zu denen hinüber, die sich an der Arbeit befanden. Wie auf Kommando warfen alle die Rüben beiseite und sprangen ins Tenn, zu sehen, was für ein Unglück geschehen sei. Aber der anfängliche Schrecken verwandelte sich in schallendes Gelächter, denn am Drahtseil des Heuaufzuges hing der kleine Müller zwischen Himmel und Erde. Er zappelte wie ein aufgespießter Frosch und schrie, was ihm aus dem Halse mochte.

Korporal Hoch hatte ihm unbemerkt den Haken des Heuaufzuges am Leibgurt befestigt, ließ den Motor laufen und die unsichtbare Kraft hob den schlafenden Müller, der jäh erwachte, in die Höhe. Langsam wurde er wieder auf den festen

Erdboden zurückbefördert. Fürderhin hatte der auf solche Weise Gefoppte für Spott nicht zu sorgen und wurde nur noch der «Fliegende Holländer» genannt.

Auf der großen Wiese vor dem «Sternen» zu Roßwies war jeweils Mittagsbiwak. Da kam das Spiel, das irgendwo unter einem Scheunenvordach seine Märsche geübt, die Sanität, die in einer Kiesgrube Verbandslehre getrieben, der Train, der auf verborgenen Feldwegen Fahrschule gemacht oder auf den Bauernhöfen mitgeholfen hatte, die Infanteriekanon- und Minenwerferzüge, kurz das ganze militärische Kunterbunt, das zur Stabskompanie gehörte, zusammen. Der Park wurde erstellt, die Pferde abgebastet und gefüttert, die Soldaten zogen ihre Waffenröcke aus und ließen sich's wohl sein in der lieblichen Herbstsonne. Die Küche war inzwischen aus dem Städtchen heraufgekommen und stellte ihre Kochkisten ins Gras. Die Unteroffiziere sammelten ihre Leute in Einerkolonnen. Jeder trug seinen Gamellendeckel in der Hand, der immer hübsch der Reihe nach von den fleißigen Küchenleuten mit schmackhafter Soldatenkost gefüllt wurde. Dann suchte sich jeder ein schönes Plätzchen aus, um in aller Ruhe dieser schönsten aller Soldatenpflichten zu obliegen. Der Sternwirt, sonst Fähnrich des Bataillons, hatte seinen Waffenrock mit der weißen Schürze vertauscht und sorgte dafür, daß die Offiziere in der Gaststube und die Soldaten draußen auf der Wiese nicht Durst zu leiden brauchten. Ihm folgte die flinke Zilly, die schmackhafte Wähen herbeitrug und sie scherzend und lachend unter die Soldaten verkaufte. So lebte Ruedis Kompanie jeden Tag und führte ein ganz beschauliches Dasein, das allen zusagte...

Ruedi hatte nie geglaubt, daß es ihm so gut gefallen würde.

kamen Briefe, besonders aus den Grenzgebieten: Was sollen wir tun? Halbe Straßenzüge, besonders in den Villen- und Außenquartieren, seien leer. Aber, man könne doch nicht einfach fortrennen und alles im Stich lassen. Die Rucksäcke seien wohl gepackt, man wolle sie aber auf später, auf den noch «dringenderen Fall» aufbewahren. Man warte ab. Da war doch neben der Erregung noch einige Ruhe zu beobachten. — Dann aber kam die Welle der Gerüchte: Es stehe eine große Armee im Norden, bereit zum Einmarsch in unser Land... In einer bestimmten Nacht, haargenau zu vorausgesagter Stunde, wolle der südliche Nachbar den Kanton Tessin besetzen... Andelfingen sei soeben von einem Feinde genommen worden... Von irgendeinem andern Nachbar sei dem Bundesrat ein drohendes Ultimatum zugeworfen... Jedermann wollte seine Nachricht aus «sicherer» und dann aus «noch sicherer» Quelle erhalten haben. — Dann aber ward uns zur Gewißheit: Die zivile Front hatte angefangen zu zittern! Auf den Banken holten die Leute Geld. Die Lebensmittelgeschäfte hatten mehr als Hochbetrieb. Die Bahnen wurden überlaufen (es seien Leute durch die Wagenfenster eingestiegen!...). Überall war Aufregung, Nervosität und Unsicherheit. Aus freiwilliger Evakuierung schien Flucht geworden zu sein! Und wir Soldaten sahen zu und verwunderten uns sehr. —

Suchen wir zuerst nach Entschuldigungen für das Geschehene. — Wie die Situation unseres Landes wirklich war, wird Zivilpersonen und uns einfachen Wehrmännern kaum bekannt werden. Daß die Lage ernst war, konnte sich jedermann denken. Die Frage war nur, wie verhält man sich in diesem Augenblick. — Begreiflich ist, daß manche der mit Kindern allein daheimgebliebenen Soldatenfrauen ihren Mann telephonisch um Rat ersuchte. Das ist das Nächstliegende. Begreiflich ist auch, daß manche Väter und Mütter versuchten, ihre Kinder in möglichste Sicherheit zu bringen. Alten Leuten ist es auch nicht zu verargen, wenn sie danach trachteten, der Gefahrenzone zu entrinnen. Daß wirtschaftlich wichtige Firmen ihre Betriebe oder deren Verwaltungen verlegten, ist geradezu notwendig. Daß

die Behörden die freiwillige Evakuierung nicht verhinderten, hat seine triftigen Gründe, auf die hier nicht besonders eingegangen werden soll. Begreiflich ist auch die Erregung, die sich der Grenzstädte und -dörfer da und dort bemächtigt hat, obwohl diese Wallung vielleicht gerade dort nicht einmal am heftigsten war. — Aber...

Von allen denen, die da so geschäftig dies und jenes in Sicherheit brachten, dachten wohl wenige daran, was wir Soldaten über sie denken mochten. Wir aber fragten

## Der Pilot

*Mein Vogel ist Eisen,  
sein Herz ist aus Stahl.  
Sein Lied ist ein Donner,  
sein Blut feuriger Strahl.*

*Sein Flug das ist Freiheit,  
die Kühnheit sein Sinn.  
Sein Ziel ist der Himmel  
und Mut mein Gewinn.*

*Doch dort wo die Freiheit  
vom Feinde bedroht,  
da ist er Zerstörung  
und ich — sein Pilot.*

*Mein Vogel ist Eisen,  
sein Herz ist aus Stahl.  
Sein Lied ist ein Donner,  
sein Blut feuriger Strahl.*

Wm. J. Ruckstuhl.

uns: Wie weit mochte alles das, was geschah, nötig sein? unvermeidlich? zu rechtfertigen? Muß nicht der eine oder andere «freiwillig Evakuierte» zugeben, daß es auch mit etwas weniger Angst, Schrecken und Aufregung abgegangen wäre? Ließ sich nicht manchenorts die halbe Bevölkerung geradezu ins Bockshorn jagen? Wer alles verlor nicht «ein wenig» den Kopf? Hat nicht der Herr im Tram (man mußte nachher zugeben, ihn nicht

Die Bewegung draußen in der frischen Luft schaffte guten Appetit und ehe sich's Ruedi recht versah, mußte er daran denken, einen längeren Leibgurt zu beschaffen. Wohl flögen seine Gedanken dann und wann nach Hause, aber nicht mehr voller Heimweh wie im Anfang, sondern fröhlich und freudig, wie man an etwas Liebes denkt, das man geborgen weiß. Sein Geschäft kam den Angestellten weit entgegen, was die Gehaltsansätze betraf, so daß er sich keine Sorgen zu machen brauchte. Das Bewußtsein, seine Lieben versorgt zu wissen, nahm die letzten dunklen Wolken von seinem Gedankenhimmel.

Thurberg zählte gut hundert Wirtschaften, denn es war ein bekannter Marktflecken, wo die Leute weit aus der Umgegend zusammenströmten. Das gefiel den Soldaten nicht übel, wenn es auch ihren Geldsäckeln nicht sonderlich wohl bekam. Auch Ruedi ließ sich treiben von dem fröhlichen Strom, der sich allabendlich in die mittelalterlichen Gassen von Thurberg ergoß. Es lebte ein Stück gute, alte Zeit in den aneinanderggebauten Bürgerhäusern mit ihren kunstvollen Erkern, das manchmal so stark auf Ruedi einwirkte, daß er sich in sie zurückversetzt fühlte, und dabei oft ganz vergaß, daß er eigentlich im Aktivdienst war. Die ganze Geschützgruppe von Korporal Hoch saß fast jeden Abend droben in der alten Brauerei. Die heimelige weite Braustube mit dunkelm Holzgetäfel, tiefen Fensternischen und bleigefäbten Butzenscheiben war so recht angetan zum gemütlichen Abendhock.

Eines Abends stand die Kompanie beim Hauptverlesen. Eben hatte der Feldweibel den Dienst kommandiert und der Fourier den Tagesbefehl bekannt gegeben. Da teilte der Kommandant mit, daß ein Tag Urlaub in Aussicht stehe, den er übermorgen

zu gewähren gedenke. Nach dem Abtreten war auf dem Platze ein Lärm wie auf einem Jahrmarkt. Urlaub... Urlaub... Die Unteroffiziere hatten Mühe, die Leute in Ordnung zu halten. Auch Ruedi wußte kaum wohin mit seiner Freude. Heim... heim... und wenn es auch nur für einen einzigen, kurzen Tag war.

«Du wirst wohl auch nach Hause gehen, Fredy?», fragte er seinen Kameraden, den er in den paar Wochen recht lieb gewonnen hatte, trotz seinen Eigenheiten.

«Nein, ich bleibe hier», war die kurze Antwort. Ruedi sah ihn von der Seite an. Welch geheimer Kummer mochte ihn drücken? Weshalb ging er nicht nach Hause?

Der Tag zu Hause war ein Fest für Ruedi. Wie wohl war es ihm daheim in seinen eigenen vier Wänden. Lysel sah zwar etwas verhärtet aus. Dunkle Ringe liefen um ihre Augen und ihr Gesicht war schmal geworden. Die Trennung von ihm ging ihr näher als er geglaubt. Fast schämte er sich, daß er das Alleinsein besser vertrug als sie, daß er sich wohl fühlte im Dienst. Aber es tat ihm wohl zu fühlen, wie sie an ihm hing. Die Kleinen waren außer sich, als er heimkam. Sie konnten nicht genug fragen, was die Soldaten alles machen und er erzählte ihnen, was sie verstehen konnten.

Abends, als die Kleinen zu Bette gebracht waren und er mit Lysel allein in der Stube saß, da fragte er sie nach der Ursache ihres Kummers. Da schossen ihr die Tränen in die Augen. Sie legte den Kopf in seinen Schoß und ihr Körper schüttelte sich im Weinkrampf. Auf alle Fragen gab sie keine Antwort. Erst als sie sich nach langem ein wenig erholt hatte, sprach sie leise: «Es wird schon wieder besser werden!» Das war alles, was Ruedi aus ihr herausbrachte. Es tat ihm weh

einmal gekannt zu haben...) reichlich übertrieben, als er alles so genau wußte? Befolgte man die Weisungen des Bundesrates, ruhig zu bleiben? Hat jeder von all denen ein ruhiges Gewissen, die ihre Stadthäuser schlossen und wegingen? Mußte derart gefiebert werden? Hätte nicht etwas mehr Ruhe und Besonnenheit not getan? Gab es nicht manche, die kühl ausharrten? Die ihrer Pflicht nachgingen und sich nicht beirren ließen? Gab es nicht andere, die gar nicht hätten gehen können, die aus dem einfachen Grunde bleiben mußten, weil sie die Mittel nicht gehabt hätten, um davonzulaufen? Ja, davonzulaufen!

Und, waren denn nicht auch noch die Soldaten da? Konnten die auch freiwillig evakuieren? War nicht noch eine militärische Front, die von der zivilen Front gestützt werden sollte? Hat das Hinterland seinen Soldaten in den vergangenen Tagen das Gefühl der Sicherheit gegeben? Leistete es den Beweis der Besonnenheit und Ruhe? — *Unsere* Antwort darauf sei verschwiegen. — Niemand würde von der Zivilbevölkerung verlangen, daß sie in kriegsdurchtobtem Raume verbleiben müßte. Deswegen ist von behördlicher Seite die Evakuierung gefährdeter Landesteile vorbereitet worden. Aber etwas mehr Ruhe und Beherrschung sollte man verlangen können, besonders dann, wenn «es noch gar nicht soweit ist»... Es ist dies eine schwere Forderung in der heutigen Zeit. Aber es ist dringend notwendig, daß ihr nachgelebt wird, bei uns Soldaten ebenso, wie im Hinterland. Es sei zugegeben, daß auch unter uns dieser und jener Mühe hatte, seine Erregung zu meistern. Es wäre manchem besser gelungen, wenn ihn nicht die Nachrichten aus dem Zivilleben so sehr verwirrt hätten. — Der Ernstfall, der noch lange nicht ausgeschlossen ist, würde noch weit größere Anforderungen stellen in Hinsicht auf Ordnung und Disziplin. Die Aufregungen der vergangenen Tage und Wochen sollen ein lehrreiches Beispiel dafür sein, wie es ein anderes Mal nicht mehr gemacht werden soll.

Und noch eines ist es, das uns sehr beschäftigte: Es könnte da und dort zu Differenzen führen, wenn die einen in einem solchen Falle weggehen können, die andern aber an Ort und Stelle bleiben müssen. Das

könnte auch so ausgelegt werden, als ob es zweierlei Schweizer gäbe. Könnten wir das heute brauchen? Es ist dies eine Seite der ganzen Angelegenheit, die besonders unter den Soldaten viel zu denken gab. Mögen auch die Daheimgebliebenen einmal darüber nachdenken.

Ehrlich gestanden, das Verhalten der Zivilbevölkerung hat manchen Wehrmann, sagen wir, enttäuscht. Viele von uns fühlten sich innerlich merkwürdig berührt, um diese Gefühle nicht genauer zu umschreiben. Wir haben das Zittern der zivilen Front deutlich verspürt. Es hat uns nicht wenig beeindruckt. Es hat uns sehr überrascht. — Mögen diese Zeilen recht verstanden werden. Sie wollen nicht Vorwurf sein. Sie sollen nur einen kleinen Ausschnitt geben aus dem Denken manches aktiven Wehrmannes, stehe er an der Grenze draußen oder auf seinem Posten im Innern unseres Landes.

Karl E. Scherrer.

## Wir sind die Grenzsoldaten

*Marschlied.* Worte und Musik von Gefr. Möckli M., Stein a. Rhein.

*Wir sind die Grenzsoldaten  
Und steh'n als buntes Korps,  
Vom Jungen bis zum Alten  
Geeint in Stand und Fort.*

*In Nord und Ost, in Süd und West,  
Da schützen wir die Grenzen fest  
Und reichen uns die Hand  
Zum Band ums Heimatland!*

*Wir sind die Grenzsoldaten  
Und wachen Tag und Nacht,  
Doch will man uns verraten  
Dann: Halt, wer da? es kracht!  
Refrain.*

*Wir sind die Grenzsoldaten  
Und ehren unser Kreuz,  
Uns helfe Gott erhalten  
Die ewig freie Schweiz.  
Refrain.*

und doch ärgerte ihn das Verhalten Lysels. Weshalb gab sie ihm keine rechte Auskunft? Er schüttelte den Kopf. Wer ergründete je die Seele einer Frau?

Aber seltsam. Trotzdem fiel es Ruedi nicht schwer zu gehen, und es war ihm, es sei ihm leichter, als er im Zuge saß, der ihn wieder nach Thurberg entführte.

Wieder gingen einige Wochen ins Land und nichts passierte. Rußland und Deutschland hatten in Polen die Rechte der Minderheiten geschützt, bis der Staat zertrümmert und aufgefressen war. An der Westfront war es ruhig. Die Franzosen und Deutschen lagen sich in ihren Festungswällen gegenüber und spielten Katze und Maus.

Die Truppen in Thurberg lebten friedlich dahin wie in einem Wiederholungskurs. Irgendwo draußen in der Welt tobte Krieg. Aber es war weit, weit weg und ging nicht tief ins Bewußtsein. Keiner der Kanoniere dachte eigentlich daran, daß dem fröhlich-friedlichen Waffenspiel, das sie betrieben, blutiger Ernst zugrunde lag, daß die Granaten und Minen, die sie hier auf friedliche Erdziele losließen, um sich daran zu freuen, wenn sie genau am bezeichneten Orte krepitierten, ihrem Wesen nach dafür bestimmt waren, Tod und Verderben über Menschen auszustreuen. Nein, niemand fühlte eigentlich den Ernst. Man übte und erzählte sich Witze dabei. Es war richtig fröhliches Soldatenleben.

Sonntagsurlaub war angesagt und alle freuten sich. Die Billette für die Heimfahrt waren mit dem Sold ausgeteilt worden und ein Witzbold meinte: «Der Bund ist nobel. Er zahlt uns die Fahrt von den Ferien in den Urlaub und zurück.» Ruedi lachte, als er diesen Witz hörte. Den konnte man bleiben las-

sen. Wenn nur Lysel die Sache nicht so schwer nähme. Ihre Briefe stimmten ihn nicht heiter. Es war darin eine Melancholie, die er sich nicht erklären konnte. Wie gerne hätte er sie fröhlich gesehen wie früher. Dann wäre er noch viel lieber heimgekehrt.

Alle standen bereit mit Wäschesäcklein, Köffchen und Paketen und warteten auf Entlassung. Man foppte sich in fröhlichen Wortgefechten von Mann zu Mann des bevorstehenden Urlaubs wegen, denn der Witz hatte sich bereits des Befehles für die Armeurlaube bemächtigt und allerlei Spottnamen zirkulierten darüber. Kanonier Scheidegger, der einen großen Hof daheim hatte, fluchte: Was nützt mich dieser blöde Sonntagsurlaub? Ich kann weder dreschen noch zu Acker fahren und dabei halst man uns Bauern noch die Anbaupflicht auf. Der Bund soll sehen, wo er das Fressen hernimmt, wenn wir keinen Urlaub bekommen, um unsere Felder zu bestellen.»

«Schaffe Dir doch einen Knecht an!», rief einer der Kanoniere dazwischen. «Du bist ja reich genug, um das Hungerlöhnlein zu bezahlen, das er bei Dir bekommt.»

«Was, Hungerlohn? Ich habe meine Leute bis dahin immer recht bezahlt. Aber ich bekomme keinen Menschen. Die Arbeits-einsatzstelle nützt uns einen Dreck, wenn sie uns keine Leute beschaffen kann. Da müssen wir Soldätlis machen und daheim die Kühe verrecken lassen.»

Wohl wußten alle, daß es auf den Bauernhöfen nicht rosig aussah, weil oft die nötigsten Kräfte fehlten, aber mit Scheidegger hatte niemand groß Mitleid. Man kannte ihn als Lärmi und Nörgeler und wußte, daß er den Rank schon fand.

(Forts. folgt.)